

In den Tag. Der Schein der Grazie und die Menschenwürde

Als die Fotografin die Kamera sinken lässt, sehe ich ihr Gesicht – es ist Vickie. Immer noch bei uns. Ich sehe mich nach Raisa um, kann sie aber nirgends entdecken. Stattdessen höre ich die Stimme meiner Mutter, die mir ins Ohr singt: »Es togt shoyn, vakht oyf – Der Tag bricht an, wach auf, öffne die Augen und erkenne deine eigene Kraft!«

Ich öffne die Augen. Ich habe viele Jahre lang geschlafen. Jetzt bin ich wach.

Wie eine Amsel, die vor Sonnenaufgang gurrt, habe ich die Liedfetzen aus meinem Leben zu meinem eigenen Lied zusammengefügt. Ich höre Schritte auf dem Gang, die näher kommen. Die Zellentür geht auf. »Raa-bie-no-witz«, rufen die Bullen meinen Namen aus, verspotten mich.

›Maxine Rabinowitz.‹

Leslie Feinberg: *Drag King Träume*, Berlin: Querverlag 2008, S. 323.

Durchscheinend

Es wird nun Tag werden! Die Bewegung, die in den Texten bisher auf verschiedene Weise nach- und vorgezeichnet wurde, möchte ich in diesem Text nun noch ausweiten. Weiten über eine *kommende Demokratie* und *das Bannen des Mordes* hinaus. Und zwar durch den Schein der Grazie. Die Grazie ist das Erleben des wiedererstarkten Weltvertrauens und bedeutet damit, das Erleben eines hegemonialen Wandels. Diese Benennung bedeutet, sich wieder einem Begriff zuzuwenden, der möglicherweise leer oder bedeutungslos erscheint, weil trotz dessen, dass er beispielsweise im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland steht, er dort nicht für einen Wandel, für einen beständig neuen Widerstand gegen Diskriminierung sorgt: Es ist der der Menschenwürde.

Die mögliche Leere dieses Begriffs ist aber nichts, was uns vor ihm zurückschrecken lassen sollte, sondern etwas, nach dem ge- und das befragt werden muss: Wie kann es sein, dass dieser so sinnvoll anmutende Begriff zur Politphrase geronnen ist, die immer dann angeführt wird, wenn akzeptiert wird, dass etwas schlimm war, aber an den Umständen, die es hervorgerufen haben, nichts geändert werden wird? Nun, wie etwas zur Politphrase wird, soll nicht Teil dieses Essays sein, da es fast schon zu offensichtlich anmutet: Ist ein Begriff positiv besetzt und so allgemein, dass er fast immer ins Feld geführt werden kann, wenn etwas passiert, dann ist es leicht ihn für die eigene Agenda, das eigene Image oder sonstige rein auf Machterhalt oder -gewinn gerichtete Aktionen zu verwenden. Dabei verstärkt sich dann das Allgemeine an ihm und der konkrete Bezug verschwindet. Dann ist Menschenwürde oder deren Verlust zu beklagen nicht mehr als zu sagen: »Das hätte nicht passieren dürfen.« Folgt danach kein Plan, keine Vorbereitung, wie versucht werden soll, es auszuschließen und darauf einzugehen, welche Situationen und sozialen Strukturen dieses etwas, das zum Verlust der Menschenwürde geführt hat, zu verändern, dann folgt daraus nichts. Und genau dieses perpetuierte Nichts an Folgen ist es, das den Begriff der Menschenwürde gerade so leer erscheinen lässt.

Neben dem Grund für Verdruss, wenn wieder einmal die Würde des Menschen als unantastbar benannt wird, nur um sie darauffolgend direkt wieder einem Teil der Menschen zu verwehren, liegt in dieser Beschreibung auch ein Anfang. Dieser Anfang könnte, nimmt man ihn auf, zu einer Wiederholung und damit zu einer Wiederaufführung des politisch kämpferischen Charakters der Menschenwürde gereichen. Man findet diesen Anfang, wenn man sich vor Augen hält, dass das, was den Begriff auszumachen scheint, auch das ist, was ihm die größte Stolperfalle stellt: seine Allgemeinheit, sein Anspruch, universell zu sein. Denn wenn es um Menschenwürde geht, dann geht es um die Würde jeder einzelnen Person auf dieser Welt und um das, was ihr nicht abgesprochen werden sollte, was ihr nicht geraubt werden dürfte, wäre die Welt eine füreinander.

Das Universelle der Menschenwürde kann also kein rein deskriptiver Aspekt sein, der uns zugesprochen ist, als angeborene Eigenschaft, intrinsischer Wert der Menschen oder Sonstiges. Deskriptiv ist an der Würde der Menschen nur die Möglichkeit, performativ erhalten und erzeugt zu werden. Dazu kommt aber noch ein normativer, ein notwendig normativer Aspekt – nämlich der, dass die Würde den Menschen zusteht. Es geht also darum, dass sie etwas sein muss, was jede*r als Teil des eigenen Erlebens erfahren können sollte. Oder, angelehnt an Überlegungen von Jean Améry, die im Folgenden noch ausgeführt werden: Es steht uns *allen* zu, Vertrauen in die Welt und die Anderen zu haben, zu erleben, dass Anderen die Unversehrtheit unserer Körper und unserer Leben ein Anliegen ist, wie es Anderen zu steht, dies durch uns zu erleben.

Diese beiden Aspekte des Begriffs, den Deskriptiven und den Normativen, kurz zu nennen, ist die Wiederholung schon bestehender Überlegungen zu diesem Begriff, eine Wiederholung, bei welcher der Aspekt der Performativität schon benannt wurde. Sie ist nämlich die Verbindung dieser beiden Sphären. Es kann beschrieben werden, dass Menschen eine Würde, ein Vertrauen in die Welt zugesprochen werden kann, weil dieses Vertrauen erzeugt werden kann, indem man sich *gegenseitig* im jeweiligen Verhalten zeigt, dass das Leben, wie die Anderen es führen, einer*m ein Anliegen ist, das bewahrt werden soll. Wobei sich die Art, das Leben zu führen, wohl

für alle, die die jeweils andere Art und Weise als bewahrenswert betrachten, verändert. Dabei verliert sich nun etwas des universellen Glanzes des Begriffs, da dieses Vertrauen nur in Gegen- bzw. Wechselseitigkeit erscheinen kann. So ist dieser Begriff universell für diejenigen, die an der Wechselseitigkeit teilhaben, nicht aber für jene, die die Wechselseitigkeit und damit die Veränderung ablehnen. Diejenigen, die bei Anderen nur die eigene Art und Weise zu leben akzeptieren wollen und damit das Vertrauen ausschließen, das man ineinander haben könnte, schließen sich selbst aus dem Bild der Menschenwürde aus, indem sie Andere ausschließen.

Das Universelle der Menschenwürde ist also dasjenige, was als Anspruch in den konkreten Verhaltensweisen der Menschen durchscheint, die sich für das Wiedererstarken des Weltvertrauens einsetzen, nicht indem sie darüber sprechen, dass die Würde verlorengegangen sei, sondern indem sie sich eben immer wieder dafür einsetzen, den Anspruch darauf durchzusetzen.

Dies geschieht nun nicht, was wirklich deutlich geworden sein sollte, einmalig, sondern durch eine wiederholt wiederholte Anstrengung, die eine Bewegung anzeigt, die, betrachtet man unsere momentane Situation 2021/22, aus der Nacht in den Tag zu treten versucht. Was heißt, dass es hier um nichts weniger als das Proben der Veränderung geht, um das Proben des Wiedererstarkens des Vertrauens in die Welt, bis es sich tatsächlich in einem Moment, in einem Protest, nach dem Lesen eines Textes, dem Erkämpfen der Rechte, dem Widerstand gegen Unterdrückung auf der Straße, im Parlament oder anderen Institutionen, nach einem gewonnenen Arbeitskampf, meinem Bim-Fahren¹ in Netzstrumpfhose, hochhackigen Schuhen, Ohrringen und mit Lippenstift für einen Moment wieder einstellt. All das stört offensichtlich einige Menschen, aber es muss nicht zu Gewalt führen. Bei einigen zeigt es im Gegenteil wohlwollende Blicke. Dazu kommt, dass bei diesen Taten erlebt werden kann, dass die eigene Art zu leben, überhaupt leben zu können, dass dasjenige, wofür man kämpft, erreicht ist, zumindest erreichbar erscheint, wenn vielleicht auch erst morgen.

¹ Bim heißt die Wiener Straßenbahn.

Dieses Proben der Aufstände – es sollte benannt sein, als das, was es ist – ist ein beständiger, kräfteraubender Akt der Wiederholung, nicht nur von manchen Personen, nicht nur innerhalb eines Menschenlebens, manches Mal über Generationen hinweg, bis auch nur ein Akt in dieser Reihe zu dem Erleben gereicht, das mir hier vorschwebt: das Erleben der Grazie, der Schönheit oder Anmut bei gleichzeitiger Kraftanstrengung – enormer Kraftanstrengung –, das zum Wiedererstarken des Weltvertrauens, zur Darstellung der Menschenwürde sich ereifert, die bestehende Hegemonie sich wandeln lässt.

Die Grazie, die Grazilität oder eben der grazile Akt legt sich hinein in die Wiederholung. Oder eher: zwingt sich in seiner kraftvollen Schönheit aus der Ausgefallenheit der Nacht in den Tag. Soll heißen, was bis zur Grazilität geschult, in eleganter, weil kraftvoller Angemessenheit sich immer und immer und immer wieder und wieder durch die Nacht bewegt, sich auch in den Tag tragen kann. Dabei ist die Wiederholung nicht ein-, sondern zweifach. Zum einen ist es diejenige, die zur Grazie führt – also Schulung, Übung, Probe, Scheitern, Geschlagenwerden, aber sich niemals ergeben, immer wieder aufgreifen dessen, worum es gehen muss, bis das Aufgreifen selbst völlig angemessen, unüberwindlich richtig und würdevoll wirkt.

Zum anderen ist von der Wiederholung die Rede, die sich Alltag nennt. In sie will die Wiederholung des geprobenen Aufstandes vordringen, sie aus der gewohnten Bahn werfen und ihr eine andere geben. Nur dass es wohl nicht ein Aufstand ist, über dessen Probe ich an dieser Stelle schreibe, sondern es sind viele, eine nicht zu unterschätzende Menge, die Intersektionen bilden, die unauflöslich zusammenhängen und jeweils in ihrer Andersheit in die Wiederholung, den Kontext drängen, selbst Kontext, selbst Alltag werden wollen. Den Raum, den diese Pluralität für Uneinigkeiten, Spannungen und Auseinandersetzungen bietet, will ich nicht verheimlichen, ihn nicht verdecken, sondern ihn in seiner agonistischen Form willkommen heißen. In einer Form also, in der Feind*in nur ist, wer selbst aus der Pluralität heraustritt, durch Motive wie die alleinige Demonstration des Richtigen, des einzige lebbaren Weges, der fana-

tisch und extremistisch behauptet wird, selbst im Angesicht einer unüberschaubaren Pluralität von Lebensweisen.

Warum Grazie? Wegen des Kontextes! Es wirkt in der Assoziation vielleicht zu feminin, zu anmutig, zu schön, um kraftvoll verändernd zu sein, ja, eben zu grazil, um für ein starkes politisches Erleben zu stehen: zu gespielt, zu leicht, zu flatterhaft. Doch die Assoziation einer ästhetischen Qualität des Erlebens einer Situation so abzuwerten, ist selbst ein Erbe maskulinistischer Vorstellungen von Politik, in denen etwas umfänglich Erlebtes, das sich nicht auf reine Zweckrationalität beschränkt, immer als gefährlich, weil wohl eben aufständisch, angesehen wird. Wer weiterhin nach seiner Funktion fragt, fragt vielleicht danach, was man mit der Grazie, der Grazilität, was man damit besser bestimmen kann als mit vorhandenen Begriffen wie *faktischer Zustimmung*. Wo überschreitet die Grazie dies? Wo geht sie über vorhandene Beschreibungen hinaus? Der*m muss ich antworten, der reinen Sachlichkeit, dem Dass nach, vielleicht gar nicht. Doch ich behaupte, wenn dieser Begriff weitergeht, wenn er etwas verständlicher erklärt oder andere Ansprüche erfüllt, dass dies der Fall ist, weil das Grazile, die Grazie anders ist als erwartet: stärker, geduldig, über Jahre, wenn nicht Generationen hinweg geprobt, bis sie endlich ihren Zeitpunkt geschaffen hatt und deshalb genau das Richtige zur richtigen Zeit am richtigen Ort ist, um zu erleben, wie das Vertrauen in die Welt, in die Zugewandtheit der Anderen zu- und füreinander, durch ihren Akt, die Menschenwürde selbst, wiedererstarkt. Von der Grazie in der Beschreibung zu sprechen, heißt also, einem Erleben Raum geben, das es geben kann, das es geben muss. Damit steht sie wie die Menschenwürde selbst zwischen Deskription und Normativität, bildet bei der Beschreibung eine Passung mit ihr und muss doch selbst erst gebildet werden: Auf dass wir Grazilität erleben.